

*Von der Autorin sind bereits
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Als wir unsterblich waren
Als der Himmel uns gehörte

Über die Autorin:

Charlotte Roth, Jahrgang 1965, ist Berlinerin, Literaturwissenschaftlerin und seit zehn Jahren freiberuflich als Autorin tätig. Charlotte Roth hat Globetrotter-Blut und zieht mit Mann und Kindern durch Europa, hält an ihrem Koffer in Berlin aber unverbrüchlich fest. Sie lebt heute in London, liebt aber Berlin und Tiere über alles.

Charlotte Roth

WEIL SIE
DAS LEBEN
LIEBTEN

Roman

KNAUR 

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*



Originalausgabe Juni 2016
© 2015 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Ein Projekt der AVA International
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Malgorzata Maj/Arcangel Images; akg-images

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51729-1

2 4 5 3 1

Für Silke und Nimue

*»Denn ich will, dass es das alles gibt,
Was es gibt.«*
André Heller

ERSTER TEIL

*»Alle Tiere haben
Augen aus einer uns unbekanntem Welt.«*

Joachim Ringelnatz: »Tierschutz-Worte«

1

Franka

Februar 1923

In der Klasse gab es Kinder, die Macht hatten, und andere, die hatten keine.

Die, die Macht hatten, allen voran der lange Armin Wernecke, riefen die, die keine hatten, bei Schimpfnamen, aber einen für Franka zu finden war gar nicht so leicht. Sie war nicht zu dünn, also konnten sie sie nicht *Bohnenstange* rufen, sie war auch nicht dick, also fiel der Name *Bratklops* flach, mit dem sie die arme Anni Pelzin zum Heulen brachten. Ihre Noten waren zu gut, um sie als *dumme Gans* zu verhöhnen, doch da sie sich im Unterricht nie zu Wort meldete, kam wiederum auch *Streber* nicht in Frage. Sie hatte weder eine Hakennase noch O-Beine, sie lispelte nicht und trug keine Brille wie Hotte Kroll, dessen Augen hinter dicken Gläsern verschwammen.

Franka eignete sich ohnehin schlecht zum Verspotten, weil sie nicht losweinte und schon gar nicht versuchte, sich zur Wehr zu setzen, so dass man sie umzingeln und mit Knüffen und Püffen traktieren konnte. Franka versteckte sich in sich selbst. Die Kinder, die die Macht hatten, verloren rasch die Lust an ihr, denn an Franka, die tief in sich versteckt saß, kamen sie nicht heran. Sie konnten ihr nicht weh tun, nicht einmal wenn sie sie an den Haaren zogen. Es ziepte. Aber Franka, die in sich versteckt saß, ballte nur die Fäuste und flüsterte so leise, dass keiner ihrer Peiniger sie hörte: »Es tut nicht weh, es tut nicht weh, es tut nicht weh.«

Das half. Die Kinder, die die Macht hatten, ließen von Franka ab und hielten Ausschau nach einem neuen Opfer. Nur ganz

ohne Schimpfnamen konnten sie sie nicht davonkommen lassen, die Blöße durften sie sich keinesfalls geben. Also verpassten sie ihr einen, der gewiss so harmlos, wie er klang, nicht gemeint war, der aber Franka nicht verletzte. Armin Wernecke persönlich hatte sich den ausgedacht:

Franka Vierbein.

Das passte zu ihr.

Sozusagen auf vier Beinen – nämlich auf ihren Händen und Knien – hatte Franka sich fortbewegt, solange sie denken konnte. Die anderen Kinder im Gemeindecindergarten, auf Familienfeiern, auf dem Pausenhof und am Hambuttenpfuhl, wo ihre Mutter sie hinschleppte, weil Kinder an die frische Luft gehörten, spielten alles Mögliche: Indianer. Prinzessin. Räuber und Gendarm. Nur Franka spielte immer das Gleiche. Auf allen viereen kroch sie zwischen den Räufern und Prinzessinnen umher und spielte Tier.

Tier spielen half noch besser als verstecken in sich selbst: Es half gegen Langeweile, gegen Angst, gegen die Schimpftiraden des Vaters und gegen die Bosheiten der Kinder, die Macht hatten. Franka stellte sich einfach vor, sie sei ein Hund, eine Katze, ein Hase, sie könnte den Menschen davonspringen und bräuchte auf das, was sie taten, nicht zu achten. Später wurden die Tiere größer und zunehmend exotischer: Von Rehen und Pferden ging sie schließlich zu Gazellen, Dromedaren und sogar Elefanten über. Wie herrlich, sich vorzustellen, man wäre ein Flusspferd, man bräuchte nur den Kopf nach einem Angreifer zu drehen und gähnend das Maul zu öffnen, um ihn einzuschüchtern, ihn »so klein mit Hut« zu machen, wie Onkel Gerhard es ausdrückte. Das Flusspferd fraß nur Gräser und Zweige, aber das hätten die Kinder, die Macht hatten, sicher nicht gewusst.

Frankas Vater wusste es auch nicht. Er mochte keine Tiere, und die dreizehn kostbaren Bände von *Brehms Tierleben*, die

Onkel Gerhard Franka nach und nach zu ihren Geburtstagen geschenkt hatte, hätte er nicht angerührt. »Was soll sie mit all den Büchern?«, hatte er die Geschenke, in die Franka versunken war, kommentiert. »Zur christlichen Lebensführung tragen die nichts bei, und ein Professor wird sowieso nicht aus ihr.« In seiner Stimme lag einmal mehr die Enttäuschung darüber, dass er mit Franka um den erhofften Sohn betrogen worden war. »Das hier ist ein ordentliches Haus«, sagte er, sooft Franka es wagte, anzudeuten, dass sie sich mehr als alles ein lebendes Tier wünschte, einen kleinen Hund, einen Sittich oder wenigstens ein Glas mit einem Goldfisch. »Gott der Herr hat das Vieh gemacht, damit es dem Menschen untertan ist, nicht damit wir es uns samt seinem Dreck in die Stube holen.«

Frankas Vater war Pastor wie sein Vater vor ihm und stand der Gemeinde der Südende-Kirche vor. Was Gott der Herr gemacht oder nicht gemacht hatte, war in seinem Haus Gesetz. Tiere waren dazu da, dem Menschen untertan zu sein, Ehefrauen ebenfalls, und Töchter, die niemand gewollt hatte, erst recht. Also gab es kein Tier für Franka, sosehr sie sich auch danach sehnte, eines zum Freund zu haben.

Noch mehr sehnte sie sich während ihrer Spiele auf allen vieren manchmal danach, eines zu sein.

An ihrem Spiel hielt sie sich fest. Die Mutter jammerte, Franka sei doch längst zu alt für solche Kindereien, die anderen Kinder kicherten, aber für Franka war ihr Tierspiel der Ort, an den sie sich flüchten konnte. Jahrelang hatte es noch einen anderen Ort gegeben, eine Welt, in der sie sich zu Hause fühlte, sonntags, gleich nach der Kirche, wenn Onkel Gerhard sie abholen kam, um mit ihr in den Zoo zu gehen. Seit dem letzten Herbst jedoch blieb diese Welt ihr verschlossen. Onkel Gerhard holte sie zwar noch ab, und sie beugten sich Seite an Seite über Bände von *Brehms Tierleben*, aber es war nicht das Gleiche. Es

war, als warteten sie nebeneinander sitzend in einem Wartesaal auf einen Zug, der nie kam.

Ihr blieb das Spiel. Es musste ihr bleiben! Wenn Erwachsene nicht Tier spielen durften, dann wollte Franka nie erwachsen werden.

Erwachsene durften nicht Tier spielen.

»Damit hat es jetzt ein Ende, Franka Friederike«, hallte die Stimme von Herrn Rothert, dem Klassenlehrer, über Frankas Kopf hinweg, während sie als Gepard zwischen Schulbankbeinen umherschlich. Als Nächstes senkte sich die Spitze seines Zeigestocks wie in finsterner Absicht auf ihr Hinterteil. »Elf Jahre alt, demnächst auf die Oberschule gehen und eine junge Dame sein wollen, aber wie ein Kleinkind auf Knien rutschen – das kann man dir unmöglich länger durchgehen lassen!«

Über Frankas Rücken lief ein Schauer. Die Stockspitze auf ihrem Hintern war ekelhaft. Hätte der Lehrer sie im Nacken gepackt und auf sein Pult gezwungen, um ihr mit dem Stock ein halbes Dutzend Schläge zu versetzen, hätte sie sich in sich selbst verstecken oder weiter der Gepard sein können, der sich von Leuten wie dem Lehrer nicht weh tun ließ. Die Spitze, die bis auf ein gelegentliches Tappen ruhig auf ihrem Hinterteil lag, bewirkte hingegen, dass ihr das Frühstück, Graubrot mit Quittenmarmelade, zurück in den Hals quoll. Als hätte der Lehrer nicht den Stock, sondern seine große, rötlich behaarte Hand dorthin gelegt. Franka konnte nicht länger der Gepard sein, sie war Franka, und sie war dem Lehrer ausgeliefert. In sich hineinkriechen, um sich zu verstecken, konnte sie auch nicht, sondern kauerte auf allen vieren wie erstarrt.

»Hast du mich nicht verstanden, Franka Friederike?«

Der Stock tappte.

»So heiß ich nicht«, murmelte Franka ganz leise.

Sie hieß Franka Frieda Fröhlich. Franka Frieda, weil ihr Vater gern einen Frank Frieder gehabt hätte, benannt nach seinem früh verstorbenen Lieblingsbruder, dessen Bild mit dem schwarzen Trauerflor auf der Anrichte in der Wohnstube stand.

Der Lehrer überwand mit einem Schritt den Abstand, den der Stock beschrieb. Franka wollte kein Gepard mehr sein, sondern ein Eisbär, der unter eine Scholle tauchen und sich unerreichbar machen konnte. Herr Rothert berührte sie nicht, und dennoch glaubte sie, seine Hand auf ihrem Hintern zu spüren. Den Luftzug, den das Herabsenken der Hand verursachte. Sie hatte sich vor dem Mann geekelt, sooft er ihr zu nahe kam, und sie hatte nie verstanden, warum. Er kam ihr oft zu nahe. Jetzt musste sie vor Ekel würgen.

»Soso. Wie heißt du denn dann?«

Franka zwang sich zu antworten. Ein Gepard, ein Eisbär oder ein schönes, dickhäutiges Flusspferd würden sich niemals von diesem widerlichen Mann und seinem Zeigestock einschüchtern lassen. »Franka Frieda Fröhlich«, sagte sie so laut, wie ihre zitternde Stimme es erlaubte.

»Das habe ich ja wohl gesagt, du kleine Furzkruke.«

»Nein, Sie haben Friederike gesagt«, erwiderte Franka. »So heiß ich nicht, und Wörter wie Furzkruke benutzt man nicht.« Sie musste verrückt geworden sein. Aber dem Geparden, dem Eisbären, dem prachtvollen Flusspferd war sie den Todesmut schuldig, und wenn sie dem Mann ihre Angst zeigte, würde der Ekel sie überwältigen.

Hinter ihr brandete Gelächter auf. Die Kinder, die die Macht hatten, mussten sich diebisch freuen, Franka in solch einer Lage zu ertappen, und die, die keine Macht hatten, freuten sich, weil einmal nicht sie gepiesackt wurden. Hotte Kroll lachte noch lauter als Armin Wernecke. Der bebrillte Hotte, der beim Turnen über seine eigenen Beine stolperte und Hosen mit Stopf-

garn auf dem Hintern trug, war in der Klasse die Mettwurst zwischen zwei Schrippenhälften. Die Kinder, die die Macht hatten, schoben ihm alles Erdenkliche in die Schuhe, und Lehrer Rothert hatte ihn zum Prügelknaben ausersehen. Dennoch hätte Franka in diesem Augenblick gern mit ihm getauscht. Den Hotte, den schlug der Lehrer nur. Mit dem tat er nicht, was er mit Franka tat. Das Quittengelee in ihrer Kehle schmeckte gallebitter.

»Dir muss wohl mal jemand Manieren beibringen«, sagte Lehrer Rothert, nahm den Stock weg und gab ihr einen Klaps mit der Hand. Ließ die Hand liegen und ein Stück tiefer rutschen. Franka würgte und warf sich flach auf den Boden. Nur weg von der Hand. Er hat das schon mal gemacht, durchfuhr es sie. Nicht so eindeutig. Aber sobald er bei mir steht, fasst er mich irgendwo an, und mir wird schlecht.

»Na, na«, sagte Lehrer Rothert. »Nun hab dich mal nicht so, das hat ja wohl nicht weh getan.«

Das Gelächter schwoll.

»Guckt euch mal die an!«, rief Hotte Kroll. »So 'n kleiner Klaps, und Franka Vierbein kippt um.«

»Nicht anfassen, Herr Lehrer«, tönte Armin Wernecke. »Sie machen sich die Hände schmutzig, die Franka stinkt wie 'n Stall voll Vieh.«

Ich rühr mich nicht, dachte Franka. Ich bin ein Tier, das sich tot stellt, bis die Feinde das Interesse verlieren. Erst wenn sie alle weg sind, spring ich auf und flitze davon.

Lehrer Rothert beugte sich weiter herab und tätschelte sie. Die Berührung brannte Löcher durch den Stoff von Rock und Wäsche, sie brannte ein Loch in Frankas Haut. Ich laufe zum Hambuttenpfuhl und tauche hinein, ich bleib im Wasser, bis ich wieder sauber bin. Flusspferde können länger als fünf Minuten unter Wasser bleiben, und in die Schule geh ich nie wieder.

Franka würgte. Die Mitschüler lachten. Der Lehrer ließ nicht locker.

»Habt ihr jetzt nicht mal genug?« Eine Stimme erhob sich und zerschnitt das Gelächter. »So komisch ist das doch nicht, wenn's einem elend geht, und überhaupt, warum sitzt ihr nicht in euren Bänken, gleich fängt die Stunde an.« Jemand kniete sich neben Frankas Gesicht, und im selben Augenblick zog sich die Lehrerhand zurück, als hätte sie Angst, ertappt zu werden. »Ist dir übel, Franka? Komm, ich helf dir nach draußen, vielleicht wird's besser, wenn du an der Luft bist.«

Anni Pelzin. Das Mädels vom Schulhausmeister, das so dick war, dass sie Röcke für Frauen tragen musste, und selbst an denen trennte ihre Mutter den Bund auf. Annis rundes Gesicht sah aus wie ein Bratapfel, bei dem man erwartete, dass die Haut aufplatzte. Mit ihrer pummeligen Hand umfasste sie Frankas Arm so fest, dass es weh tat. »Hoch mit dir«, raunte sie ihr zu und blies ihr kurzatmig ins Ohr. »Geh raus, tu so, als wäre er Luft. Er ist eklig. Aber den Mut, uns nachzukommen, hat er nicht.«

2

Franka

Ihre Beine kamen Franka vor wie weich gekochte Würste, doch mit Annis Hilfe hatte sie es geschafft, sich auf die Füße zu rappeln. Anni hielt ihren Arm weiterhin fest umklammert. Es tat immer noch weh, aber es gab ihr Halt. Nebeneinander gingen sie durch das Spalier der anderen, die nicht mehr lachten, nur noch gafften und sich schließlich mit ein bisschen Gemurmel zu ihren Bänken verzogen. Franka gab sich Mühe, nieman-

den anzusehen. Vor der Tür erlaubte Anni ihr nicht, stehen zu bleiben, sondern dirigierte sie den Gang entlang weiter, die Treppe hinunter und hinaus in den Hof. Es war kalt, der Himmel grau wie Eisen. Franka würgte immer noch, spuckte auf den Boden, aber das Quittengelee wollte nicht raus.

Anni führte sie um das Gebäude herum in den Schuppen, in dem ihr Vater Werkzeug aufbewahrte. Es war dunkel und eng zwischen den Gerätschaften, und dennoch hatte Franka das Gefühl, wieder freier atmen zu können, sobald Anni hinter ihnen die Tür zuwarf. Sie setzte sich zwischen eine Ansammlung Rechen und einen Metallschrank für Kleinteile auf den Boden. Als Anni sich neben sie plumpsen ließ, schepperten die Rechen, und das Gewicht der anderen drängte Franka gegen den Schrank. Anni mochte bald doppelt so breit sein wie sie selbst, und alles an ihr war prall, wie aufgepumpt. Sie roch auch nicht gut. Trotzdem war Franka, die sich kaum je mit Menschen, sondern nur mit Tieren wohl fühlte, über ihre Nähe froh. Anni zog ein riesiges Männertaschentuch aus der Rocktasche und rieb Franka über das Gesicht.

»Besser?«

Franka nickte. »Danke«, murmelte sie. »Das war sehr mutig von dir.« Ein bisschen schämte sie sich. Oft genug hatte sie miterlebt, wie die Kinder, die die Macht hatten, Anni zusetzten, doch statt ihr zu helfen, war sie ein Zebra, ein Schimpanse, ein Löwe geblieben, der sich für das unverständliche Treiben von Menschen nicht interessierte.

»Ach was«, sagte Anni. »Ich hab doch nichts zu verlieren.«

»Morgen werden sie dich dafür aufs Korn nehmen«, sagte Franka.

»Das machen sie sowieso«, erwiderte Anni. »Egal, was ich tue.«

»Warum?«, fragte Franka und wunderte sich, weshalb sie sich das nie zuvor gefragt hatte. »Warum haben sie es auf dich

und mich und Hotte Kroll abgesehen, warum nie auf einen von den übrigen?»

»Weil wir anders sind«, antwortete Anni. »Wir sind ganz besonders anders, also eignen wir uns am besten. Wenn aber einer von uns wegginge, dann brauchten sie ein neues Opfer und würden sich auch mit einem begnügen, der nur ein bisschen anders ist. Walther Kohn vielleicht, der ist Jude. Oder Sidonie Schulz, die schielt.«

Franka verstand nicht. War es denn nicht schön, dass jeder anders war? Als Onkel Gerhard das erste Mal mit ihr in den Zoo gegangen war, war sie sechs Jahre alt gewesen und hatte vor Aufregung nicht stillstehen können. Von Gehege zu Gehege war sie gelaufen, immer wieder kreuz und quer durch die Anlagen, um all die Farben und Formen zu bestaunen, in denen Tiere daherkamen. Keines glich dem anderen. Da gab es Gefiederte und Behaarte, welche mit Schuppen und andere mit nackter, blanker Haut, es gab graue, leuchtend bunte, gefleckte und sogar gestreifte, winzig kleine und riesig große, manche mit endlosen Hälsen, andere mit Rüsseln, solche, die stundenlang auf einem Bein standen, und andere, die sich von Ast zu Ast schlangen, solche, die in eisigem Wasser schwammen, und solche, die sich in bullig aufgeheizten Häusern aalten. Franka hatte sich nicht sattsehen können. Immer wenn sie glaubte, jetzt müsse sie jede Tiergestalt kennen, erwartete sie wieder eine neue.

Als sie den Zoo dann verließen, lange nachdem der letzte Besucher gegangen war, hatte Onkel Gerhard sie aufgefordert: »Nun musst du mir eines aber sagen, Springböckchen – was hat dir heute am besten gefallen?«

Kurz überlegte Franka. Das Krokodil, das am Ufer des künstlich angelegten Wasserlochs still wie ein Baumstamm verharrte? Der Tiger mit seinen leuchtenden Fellfarben, der alte Schimpanse mit seinem weisen Gesicht, der die kreischenden

Besucher ignorierte? Sie hatte den Kopf geschüttelt, doch dann hatte sie die richtige Antwort gewusst: »Am besten hat mir gefallen, dass sie alle anders sind.«

Alle anders, alle verschieden. Sie war immer anders gewesen, sie hatte geglaubt, das gelte für jeden, und erst jetzt begriff sie, dass sie womöglich damit allein stand. Die Kinder in ihrer Klasse fanden am Anderssein offenbar nichts Schönes, und wenn sie nachdachte, fielen ihr etliche Menschen ein, die das genauso sahen: »Kannst du dich nicht einmal benehmen wie andere Mädchen auch?«, jammerte die Mutter, wenn Franka sich beim Tierspielen die Knie der Strumpfhosen durchscheuerte. »Weshalb muss sie auf die gemischte Volksschule gehen, für andere Töchter tut's eine Mädchenklasse doch auch«, schimpfte der Vater, und die Kinder am Hambuttenpfehl hatten sich bei ihren Eltern beschwert: »Mit der Franka vom Pfarrer will ich nicht spielen. Die ist so komisch. Nicht wie wir.«

Fanden die Menschen das Andere, Fremde denn gar nicht spannend, reizvoll, wollten sie es nicht kennenlernen? Onkel Gerhard war mit Franka im Zoo auf einer Völkerschau gewesen, dort war ein Dorf voller Menschen aufgebaut worden, die tintenschwarze Haut hatten und statt Kleidern bunte, um den Leib gewickelte Tücher trugen. Aus dem tiefsten Afrika stammten sie, vom Tschadsee, wo das wunderschöne neue Flusspferd des Zoos gefangen worden war, und Franka wäre am liebsten durch die Stäbe des Gitters gekrochen und hätte sich hinter einer der Hütten verkrochen, um zu belauschen, was sie in ihrer aufregend fremden Sprache zueinander sagten.

Es musste doch vielen Menschen so ergehen, denn vor der Absperrung der Völkerschau hatten sich die Zuschauer gedrängt wie vor dem Käfig der neuen Schimpansengruppe, die an Schaukeln ihre Akrobatik vorführte. Franka konnte nicht länger darüber nachdenken, weil sich plötzlich das Bild von

Lehrer Rotherts Gesicht, sein verkniffenes Grinsen, vor die Erinnerungen an die Völkerschau schob. Dieses ekelhafte Gefühl kroch wieder über ihren Rücken, und sie schüttelte sich. Wieder wünschte sie sich, zum Hambuttenpfuhl zu laufen und mit ihrem ganzen Körper ins Wasser einzutauchen, ganz egal, wie kalt es war.

Anni legte ihr die dicke Hand auf den Arm. »Ist ja gut«, murmelte sie. »Hierher kommt keiner, nur mein Vater, und der ist heute beim Arzt mit seinen kranken Füßen.«

»Entschuldige«, sagte Franka. Anni war so nett zu ihr gewesen, und sie benahm sich, als wäre das dicke Mädchen an ihrer Seite Luft. »Ich verstehe nicht, warum sie das machen«, sagte sie und kam sich dumm vor, wie eine, die von der Welt, in der sie lebte, keine Ahnung hatte. »Wir tun ihnen nichts. Sie brauchen vor uns keine Angst zu haben, oder?«

Anni sah an sich hinab und klatschte die Hände unsanft auf den fetten Bauch. »Vor mir bestimmt nicht. Ich könnte denen keine drei Schritte hinterherlaufen, ohne zu keuchen wie eine Lokomotive. Aber wenn's einem schlechtgeht, hilft's vielleicht, dass es einem anderen noch schlechter geht.«

»Wie meinst du das?«

»Na, elend dran sind doch alle«, antwortete Anni. »Für das Geld, das unsere Väter für einen Tag Arbeit nach Hause bringen, können unsere Mütter am nächsten kaum noch ein Essen auf den Tisch stellen.« Sie gab eine Mischung aus Husten und Lachen von sich. »Schon gar nicht, wenn sie einen Fresssack wie mich durchzufüttern haben. Deutschland hat den Krieg verloren, es gilt in der Welt nichts mehr, und an der Ruhr sind die Franzosen einmarschiert, weil wir dieses viele Geld, das wir den Siegern zahlen müssen, nicht zusammenkriegen. Da fühlt man sich eben wie ausgespuckt. Armin Wernecke kriegt kein Fahrrad, sondern Prügel, weil sein Vater entlassen worden ist

und üble Laune hat, also muss er den Bratklops Anni in den Drahtzaun schubsen, damit er nicht mehr der letzte, sondern nur noch der vorletzte Dreck ist. Verstehst du jetzt?«

»Armins Vater tut Armin weh, also tut Armin dir weh?«, platzte Franka heraus. »Aber das ist doch Blödsinn vor dem Herrn – wie soll es denn davon irgendwem bessergehen?«

Anni zuckte mit den dicken Schultern. »Das ist eben so. Das war immer so. Und das wird auch immer so bleiben.«

»Das ist mir zu dämlich«, rief Franka kämpferisch. »Wenn Armin dir das Pausenbrot klaut, weil er Hunger hat, könnte ich das verstehen, und jedes Tier würde es genauso machen. Aber davon, dass er dich schubst, wird er doch auch nicht satt, und die Prügel von seinem Vater tun nicht weniger weh.«

»Vielleicht ja doch«, sagte Anni. »Hast du das nie? Tut dir nie etwas so schlimm weh, dass du einfach das Nächste, was dir in die Hände fällt, kaputt machen willst?«

Franka überlegte. Dann schüttelte sie den Kopf. Sie hatte ihren Vater vor Zorn ein hübsch geschliffenes Glas, das ihre Mutter gern gemocht hatte, an die Wand werfen sehen, und als es zerbrochen war, war es ihr vorgekommen, als schnitten ihr die Scherben in die Brust. Warum Kaputtmachen gegen Schmerz helfen sollte, war ihr ein Rätsel. Außerdem war Anni kein Glas. Sie war ein Kind und noch dazu eines, das verblüffend viel von Dingen wusste, die laut Frankas Vater Kinder nichts angingen. »Ich will das nicht«, sagte Franka. »Und dass die anderen dich noch mehr quälen, weil du mir geholfen hast, will ich schon gar nicht. Wenn sie morgen wieder auf dich losgehen, stehe ich dir bei.«

»Das ist nett von dir«, sagte Anni und strich schüchtern über Frankas Arm. »Aber dass du das vorhattest, hast du morgen schon wieder vergessen, und das ist auch nicht schlimm. Ich kenn's doch nicht anders. Es macht mir nichts aus.«

»Wirklich nicht?«

Anni lachte, aber es klang ganz und gar nicht froh. »Na ja. Manchmal, nachts im Bett zum Beispiel, stelle ich mir vor, ich wache morgens auf und bin nicht mehr der Bratklops Anni Pelzin, sondern eine wie Ingeborg Helfmann, die von niemandem geärgert wird, weil sie hübsch aussieht und alle sie dabeihaben wollen.«

»Vielleicht kommt es ja so!«, fiel Franka ein. »Im nächsten Jahr ist doch mit der Volksschule Schluss, und in der Höheren wird alles anders.« Sie selbst freute sich schon seit einer Ewigkeit auf die höhere Schule. Zwar hatte ihr Vater geschimpft, er werde sie auf keinen Fall auf das Mädchenlyzeum schicken, denn das *Pudding-Abitur*, das sie dort ablegen könne, sei ein Witz und vergebliche Liebesmüh, aber Onkel Gerhard hatte versprochen, wieder einmal für sie in die Bresche zu springen. Er würde ihren Vater überzeugen, dass Franka nicht nur auf ein Mädchenlyzeum, sondern vielmehr auf ein ordentliches Gymnasium für Jungen gehörte, an dem sie sich auf ein Studium vorbereiten konnte. Seit neuestem war dies gesetzlich gestattet, und nur darum ertrug Franka die Quälerei in der Volksschule. Sie wollte Zoologie studieren wie Onkel Gerhard, aber danach nicht in einer Studierstube arbeiten, sondern ihre Tage von morgens bis abends mit Tieren verbringen, so wie Ludwig Heck, der Direktor des Zoos.

Eine Arbeit im Zoo zu ergattern, das musste überhaupt das Schönste sein, was einem Menschen passieren konnte. Direktor Heck hatte sogar seine Wohnung in der weitläufigen Anlage hinter dem Elefantentor. Abend für Abend, wenn die Tore hinter den Besuchern verschlossen wurden, schlief er dort mit all den Tieren, und wenn er keinen Schlaf fand, weil ihn Sorgen drückten, brauchte er nur hinauszulaufen, um die beruhigende Nähe der vielen Geschöpfe zu spüren, ihre Gerüche einzuat-

men und ihrem nächtlichen Atem zu lauschen, um zu wissen, dass die Welt schön und voll Frieden sein konnte.

Das war es, was Franka um jeden Preis wollte: die Schule durchstehen, studieren und im Zoo zu arbeiten beginnen. Geträumt hatte sie davon, solange sie denken konnte, doch nun schien nicht einmal mehr sicher zu sein, dass es noch einen Zoo geben würde, wenn sie mit Schule und Studium fertig war. Im Oktober hatte ihr Paradies am Hardenbergplatz seine Tore geschlossen, und jetzt, im Februar, waren sie immer noch nicht wieder für Besucher geöffnet worden. Die Entwertung des Geldes, das Elend, das sich in der Stadt ausbreitete, als wäre irgendwo ein Rieseneimer mit stinkender Jauche umgefallen, hatte vor dem Zoo nicht haltgemacht. Aus dem wertvollen, mühselig eingebrachten Bestand an Tieren musste so manches an einen anderen Garten abgegeben werden, und mehrere Häuser wurden stillgelegt, weil das Geld für Futter und Heizung fehlte.

Franka riss sich zusammen. Sie musste sich auf Anni konzentrieren, die mit ihr sprach, ohne dass Franka ein einziges Wort mitbekam. Das passierte ihr ständig: Sooft ihr etwas unerträglich wurde, eilten ihre Gedanken zum Zoo, als hätten sie Beine und könnten sich an dem jetzt verrammelten Kassenhäuschen unter dem Elefantentor eine Eintrittskarte kaufen.

»Was hast du gesagt?«, fragte sie hastig. »Bitte sei nicht böse. Ich war ...«

»In Gedanken. Hab's schon gesehen.« Wieder Annis unfrohes Lachen. »Mach dir keine Sorgen. Ich weiß ja, dass ich nichts zu erzählen habe, was andere interessiert.«

»Es interessiert mich, Anni. Bitte erzähl es mir noch einmal, ich bin nur so durcheinander, dabei weiß ich nicht einmal, warum ...«

»Doch, das weißt du«, erwiderte Anni. »Ich habe nur gesagt, dass es mir auf der höheren Schule nicht anders ergehen würde,

weil ich da auch nur wieder die hässliche Anni wäre, genau wie hier. Aber ich geh ja gar nicht hin.«

»Aber warum denn nicht?«, rief Franka. Anni gehörte zu den Besten in der Klasse. Sie war fleißig, muckte nie auf und hatte die ordentlichste Schrift von allen.

»Warum soll denn mir einer das bezahlen?«, fragte Anni zurück. »Das lohnt sich doch nicht, ich bin ja nicht die Tochter von Graf Koks. Die zwei Pflichtjahre bleib ich noch auf der Volksschule, dann heißt es Geld verdienen, falls irgendwer einen japsenden Bratklops einstellen will.«

Betroffen schwieg Franka. Sie kannte die Haltung von ihrem eigenen Vater: Für ein Mädchen lohnte sich nichts. Hätte sie nicht Onkel Gerhard als Fürsprecher gehabt, hätte sie den Traum vom Studium begraben können.

»So schlimm ist das ja nicht«, sagte Anni. »Ein Genie bin ich schließlich nicht, und bestimmt hätte ich die höhere Schule sowieso nicht geschafft. Das, was dich durcheinanderbringt, ist schlimmer. Das, was Lehrer Rothert mit dir macht. Du musst es jemandem erzählen, Franka.«

»Aber er macht doch gar nichts mit mir«, murmelte Franka und bemerkte, dass ihr Körper zitterte, obwohl sie, so dicht an Anni gepresst, ja kaum frieren konnte. »Er hat mir nicht mal weh getan.«

»Das wollte er auch nicht«, sagte Anni, und dann waren sie beide eine beklemmende Weile lang still und sahen sich an. Annis Augen unter fast wimperlosen Lidern waren verquollen und blass. Sie war wirklich nicht schön anzusehen, aber Franka hätte sie umarmen wollen, weil sie bei ihr war und sie nicht mit Dingen, die sie nicht einmal bis zum Ende durchdenken konnte, allein ließ. Nur umarmte sie nicht gern Menschen.

Was Lehrer Rothert wollte, ließ sich nicht in Worte fassen. Aber es tat gut, dass Anni davon wusste, auch wenn es keinen

Namen hatte. Es war, als hätte man ein Gespenst gesehen: Man brauchte einen anderen, der es auch sah, sonst musste man glauben, man wäre verrückt.

»Erzähl es deinem Vater«, sagte Anni.

»Meinem Vater?« Um ein Haar hätte Franka aufgelacht. »Nie im Leben.« Selbst wenn der Lehrer ihr etwas getan hätte, das sich hätte erklären lassen, wäre der Vater der letzte Mensch gewesen, dem sie es erzählt hätte. Ihr Vater war dagegen, dass sie auf die gemischte Schule ging, ihr Vater war dagegen, dass sie ihn mit ihrem Geplapper störte, und wenn man es genau nahm, war ihr Vater dagegen, dass sie überhaupt auf der Welt war.

»Dann erzähl's einem anderen«, sagte Anni. »Jemandem, der dir hilft.«

Onkel Gerhard, dachte Franka. Er war ihr Taufpate und hatte ihr immer geholfen. Einmal, als sie noch klein gewesen war und sich nach einem ihrer gemeinsamen Sonntage weinend an ihm festgeklammert hatte, weil sie nicht nach Hause wollte, hatte er ihr einen kleinen Zettel zugesteckt, den sie noch immer besaß. Auf dem Zettel stand:

»Vergiss nicht, ich bin für dich da, wenn du mich brauchst. Auch dann, wenn ich nicht deiner Meinung bin.«

Gewiss würde Onkel Gerhard ihr helfen, wenn er wüsste, dass sie in Not war, aber wie sollte sie ihm das alles erklären? Es war doch gar nichts passiert! Und wenn er verstünde, dass doch etwas passiert war, so, wie Anni es verstand – würde er Franka dann noch mögen? Vielleicht würde er sie für eins von den schlechten Mädchen halten, von denen es ihrem Vater zufolge in Berlin nur so wimmelte. Würde er dann noch glauben, dass sie das Zeug zur Zoologin hatte, und sich bei ihrem Vater für ihr Studium verwenden, wie er es versprochen hatte?

Heftig schüttelte Franka den Kopf. »Ich kann's nicht, Anni. Ich kann's keinem erzählen.«

»Wirklich nicht?« Traurig sah Anni sie mit ihren verquollenen Äuglein an. »Ich versteh schon. Ich hätte auch keinen, dem ich's erzählen könnte.«

»Wie ...«, begann Franka und schluckte mit trockener Kehle. »Wie kannst du überhaupt wissen ... ich meine, wie hast du denn gemerkt ...?« Es half nichts. Wie sie die Frage auch anfang, sie bekam sie nicht zu Ende gesprochen.

»Wie ich gemerkt habe, was Rothert mit dir macht?«, beendete Anni den Satz für sie.

Franka nickte, ohne sie anzusehen. »Hat er bei dir etwa auch ...?«

»Was denkst du denn?«, fuhr Anni ihr ins Wort. Ihre Stimme troff vor Hohn und klang nicht länger wie eine Kinderstimme. »Ich bin doch der Bratklops, mir passiert so was nicht. Das ist wenigstens ein Vorteil, stimmt's?«

Franka wusste keine Antwort.

»Aber weißt du was?« Sie nahm Frankas Hände in ihre eigenen, die sich wie kleine pralle Kissen um Frankas Finger schlossen. »Allein bist du trotzdem nicht, auch wenn du's keinem erzählen kannst. Ich bin ja da. Ich pass auf dich auf. Der hat nämlich Angst, dass ihn einer verpfeift, der Rothert, und vor mir hat er besondere Angst, weil mein Vater schließlich in der Schule angestellt ist. Ich setz mich zu dir in die Bank, was meinst du dazu? Und wenn du auf allen vieren herumkriechen willst, wie du's sonst immer machst, gehe ich neben dir her.«

»Ich mach's nicht mehr«, sagte Franka, denn in diesem Augenblick hatte sie begriffen, dass sie nie wieder ein Gepard sein würde, kein Zebra und erst recht kein gelassenes Flusspferd, das Leute wie Lehrer Rothert an seiner dicken Haut abprallen ließ. Die Zeit des Spiels war an diesem Tag zu Ende gegangen, von ganz allein, ohne ein Verbot. »Ich gehe jetzt

ordentlich auf zwei Beinen wie ihr alle, und ich steh dir auch bei, Anni, nicht nur du mir. Das versprech ich dir.«

»Ach was, Franka.« Täuschte sie sich in dem schwachen Licht, oder wurden Annis runde Wangen ein wenig rot? »Das musst du nicht machen, ist doch Quatsch mit Soße. Eine wie du kann doch von einer wie mir nicht die Freundin sein.«

Franka überlegte. Sie war nicht sicher, ob sie über die Möglichkeit, eine Freundin zu haben, jemals nachgedacht hatte. Früher vielleicht. Als sie kleiner gewesen war und gesehen hatte, dass die meisten Kinder paarweise oder in Gruppen herumlaufen. Recht bald aber hatte sie begriffen, dass sie das war, was in der Tierwelt als Einzelgänger bezeichnet wurde. Der Bambusbär zum Beispiel war einer. Und Franka Frieda Fröhlich eben auch. Und Onkel Gerhard, an dem sie am meisten hing, wohl genauso: Sie mochten sich, doch sie konnten stundenlang miteinander schweigen, jeder in ein anderes Tierbuch vertieft. Wenn Franka später noch einmal von einem Freund geträumt hatte, hatte sie sich darunter immer ein Tier, nie einen Menschen vorgestellt.

Aber Anni wünschte sich doch so sehr eine Freundin! Aus ihren Worten sprang Franka die Sehnsucht geradezu an. Was kostete es sie? Nichts, das Anni für das, was sie heute getan hatte, nicht verdient hatte. »Klar kann ich«, sagte sie. »Du und ich gegen den Rest der Welt, abgemacht?«

Das sagte Onkel Gerhard manchmal zu ihr. Immer dann, wenn Franka es am nötigsten hatte. Und: »Wenn wir's wollen, kriegen wir's schon hin.« Das sagte er auch manchmal.

Über Annis Gesicht glitt ein Ausdruck völliger Verblüffung. Dann begann sie zu strahlen. »Franka«, sagte sie. »Weißt du eigentlich, dass noch nie einer etwas so Schönes zu mir gesagt hat? Auch wenn du es nicht so meinst, und auch wenn du es morgen vergessen hast – dafür, dass du das gesagt hast, hast du etwas bei mir gut. Und ich vergesse es dir nie.«